

64]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Im selben Augenblick ertönte auch eine Stimme von unten: „Ihr könnt's ruhig aufgeben. Es ist uns Ernst diesmal.“ So standen sie davon ab, und einige Augenblicke kamen mehrere Polizisten herauf, hierhin und dorthin blickend und ihre Opfer betrachtend. Die Männer wußten nicht, was sie anfangen sollten, und sie waren aufs äußerste erschrocken; die Dirnen aber nahmen die ganze Sache mehr als Spaß auf, gerade als ob sie daran gewöhnt wären. Im ersten Stockwerk saßen vier oder fünf andere Mädchen auf Koffern, die im Flur standen, und sie machten sich lustig über die Prozedur, die an ihnen vorbeidefilierte. Sie waren fröhlich und guter Dinge — augenscheinlich waren sie betrunken. Eine von ihnen, die ein hellrotes Negligé trug, rief und schrie mit einer Stimme, die allen anderen Lärm im Vorflur übertönte, und Jurgis, der ihrer plötzlich ansichtig wurde, rief entsetzt: „Marija!“ Sie hörte ihn, schaute um sich, wich zurück und sprang auf vor Freude. Einige Sekunden standen sie sich sprachlos gegenüber. — „Wie kommst Du hierher?“ fragte Marija. — „Ich wollte Dich treffen.“ — „Aber wie wußtest Du denn, daß ich hier bin? Wer sagte es Dir?“ — „Mena Jasaityte, die ich auf der Straße getroffen habe.“ Wieder sahen sie sich schweigend an.

Ein Ruf von unten her schreckte sie auf: „Macht, daß Ihr Euch anzieht, Mädchen, und kommt herunter. Ihr tut gut daran, sofort anzufangen, sonst wird es Euch leid tun; es regnet gehörig draußen.“

„Komm,“ sagte Marija zu Jurgis und nahm ihn mit in ihr Zimmer, einen kleinen Raum mit einer Bettstelle darin und einem Stuhl, einem Toilettentisch und einem Kleiderstander. Alles mögliche lag auf dem Boden umhergestreut, überall die größte Unordnung: Puderboxen, Parfümflaschen zusammen mit Hüten; halbgeleerte Teller auf dem Tisch, ein paar Pantoffeln und eine Whiskyflasche lagen auf dem Stuhle. Marija trug nur ein Negligé und Strümpfe. Ungeniert zog sie sich vor Jurgis an, ohne die Tür zu schließen. Er hatte inzwischen erraten, was es für ein Haus sei, in dem er sich befand, denn seit er von Haus fort war, hatte er ein gut Teil der Welt gesehen, nahm nicht leicht an etwas Anstoß — und doch berührte es ihn peinlich, als Marija sich ohne weiteres vor ihm anzog. Aber dann lachte er über sich selbst. Was war denn er, daß er Anstand beanspruchen könnte? „Seit wann bist Du denn hier?“ fragte Jurgis. — „Beinahe ein Jahr,“ antwortete sie. — „Warum kamst Du aber hierher?“ — „Weil ich leben mußte,“ sagte sie. „Ich kann die Kinder doch nicht verhungern lassen.“ — Er schwieg einen Moment und beobachtete sie scharf. „Könntest Du denn keine Arbeit finden?“ fragte er schließlich. — „Ich wurde krank, und mein Geld war alle. Bald darauf starb auch Stanislovas.“ — „Stanislovas tot?“ fragte Jurgis erstaunt. „Woran starb er denn?“ — „Die Ratten töteten ihn,“ antwortete sie kalt. Sie bückte sich, um sich die Schuhe zu schnüren, als sie so sprach.

„Er arbeitete zuletzt in einer Delfabrik; wenigstens war er von den Leuten daselbst angestellt, um ihnen Bier zu holen. Offenbar trank er manchmal davon, und eines Tages trank er eben zu viel, schlief in einer Ecke ein, und da ihn niemand im Hause vermutete, schlossen sie ihn während der Nacht ein und fanden ihn am anderen Morgen tot. Die Ratten hatten ihn getötet und beinahe aufgefressen.“

Jurgis sah da starr vor Schrecken. Marija schnürte sich noch immer die Schuhe zu. Plötzlich aber kam ein dicker Polizist an die Tür. — „Macht, daß Ihr endlich fertig werdet.“ — „Sind die übrigen alle noch am Leben?“ fragte Jurgis. — „Ja.“ — „Wo sind sie denn?“ — „Sie wohnen nicht weit von hier, es geht ihnen jetzt allen gut.“

„Arbeiten sie?“ fragte Jurgis. — „Elzbieta arbeitet, wenn sie kann,“ sagte Marija, „ich nehme mich ihrer die meiste Zeit an, ich verdiene jetzt eine Masse Geld.“

Jurgis schwieg einen Augenblick. „Wissen sie denn, daß Du hier bist?“ — „Elzbieta weiß es, ich konnte sie nicht anlügen. Ich brauche mich deshalb nicht zu schämen, wir können es nicht ändern.“ — „Und Lamoszius, weiß er's?“ — Marija zuckte die Achseln. „Was weiß ich,“ sagte sie, „ich

habe ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen. Er bekam Blutvergiftung und verlor dadurch einen Finger. Er mußte deshalb das Violinspielen aufgeben und ging weg.“

Marija stand vor dem Spiegel, um ihr Kleid zu schließen. Jurgis sah neben ihr, sie traurig anblickend. Er konnte kaum glauben, daß sie noch dieselbe war, die er in seinen früheren Tagen gefannt hatte. Sie war so kalt, so herzlos.

„Wo bist Du all die Zeit gewesen?“ fragte sie. — „Überall, ich habe mich umgetan, aber vergebens. Dann ging ich gerade vor dem Streik nach den Viehplätzen zurück.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann zögernd fort: „Ich fragte nach Dir, erfuhr aber, daß Du weggegangen wärest, und niemand wußte, wohin. Vielleicht glaubst Du, ich habe Dir einen niederträchtigen Streich spielen wollen, indem ich Dich einfach im Stiche ließ, Marija?“

„Nein,“ antwortete sie, „ich kann Dir's nicht verdenken. Wir haben es Dir auch nie übel genommen. Wir waren zu unwissend, das war der Fehler. Wir haben nicht jede Gelegenheit benützt. Wenn ich damals gewußt hätte, was ich jetzt weiß, würden wir unser Ziel schon erreicht haben.“ — „Du würdest hierhergekommen sein?“ fragte Jurgis. — „Ja, wohl,“ antwortete Marija; „aber das ist es nicht, was ich meine, ich denke dabei an Dich und daran, wie anders Du Dich dann Dna gegenüber benommen haben würdest.“

Jurgis schwieg. An diese Auslegung hatte er nie gedacht.

„Wenn jemand am Verhungern ist, so sollte er alles, was von Wert ist, verkaufen,“ sagte sie; „ich glaube, Du erkennst diese Wahrheit nun an, da es zu spät ist. Dna hätte am Anfang für uns alle sorgen können.“

„Ich — ja, fast glaube ich es,“ antwortete Jurgis zögernd. Er erwähnte nicht, daß er die Befriedigung, Philip Connor zum zweitenmal niedergeschlagen zu haben, mit seiner Stellung eines Borarbeiters und 300 Dollar Geldbuße bezahlt hatte.

Der Polizist kam wieder an die Tür: „Kommt jetzt endlich, schnell.“ — „Schon gut,“ sagte Marija, nach ihrem Hut greifend, der groß war und mit langen Straußenfedern garniert war. Sie ging hinaus, von Jurgis gefolgt.

„Was wird nun aus uns?“ fragte Jurgis, als sie die Treppe hinaufgingen. — „Aus uns Ueberfallenen, meinst Du? O, nichts, — das passiert häufig, ab und zu. Die Besitzerinnen haben manchmal Streitigkeiten mit der Polizei. Aber es kann sein, daß sie schon vor dem nächsten Morgen zu einer Einigung kommen. Auf jeden Fall werden sie Dir nichts anhaben. Die Männer werden immer freigelassen.“ — „Kann sein,“ antwortete Jurgis, „aber nicht ich, — ich fürchte, ich werde diesmal gut aufgehoben.“ — „Wie meinst Du das?“ — „Ich werde von der Polizei gesucht,“ sagte er, seine Stimme dämpfend.

„Sie werden mich ein oder zwei Jahre einstecken, fürchte ich.“ — „Hölle!“ sagte Marija. „Das ist schlimm. Ich werde sehen, was ich für Dich tun kann, Dich loszukriegen.“

Unten, wo der größere Teil der Gefangenen bereits beisammen war, suchte Marija die dicke Besitzerin mit den Diamant-Ohringen auf und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr. Diese näherte sich darauf dem Polizeisergeanten des Zuges. „Willy,“ sagte sie, auf Jurgis deutend, „hier ist einer, der nur kam, um seine Schwester zu sehen. Den kannst Du wohl laufen lassen?“ Der Sergeant lachte, als er Jurgis ansah. „Tut mir leid, mein Befehl geht dahin, alles mit Ausnahme der Dienstaboten mitzunehmen.“ So schlich Jurgis sich unter die anderen Männer, die sich hintereinander zu verbergen suchten wie Schafe, die den Wolf gerochen hatten. Alte und junge waren darunter, sogar Schuljungen noch und Graubärte, die die Großväter der Jungen hätten sein können. Als die Zahl voll war, wurden die Türen geöffnet, und die Gefangenen wanderten hinaus. Drei Gefangenewagen waren aufgefahren; und die ganze Nachbarschaft war versammelt, um sich den Spaß unter Töhlen und Lachen anzusehen. Alles reckte die Häse. Sie wurden in zwei Wagen zusammengepackt, und fort ging's unter allgemeinem Gallo. Auf der Polizeistation gab Jurgis einen polnischen Namen an und wurde mit einem halben Duzend anderer in eine Zelle gesperrt.

Jurgis hatte in den tiefsten Abgrund namenlosen Elends geschaut und war durch diesen Anblick an Erkenntnis gewachsen. Und doch, wenn er die ganze Menschheit für gemein und ruchlos hielt, schloß er doch seine eigene Familie, die er stets geliebt hatte, aus. Und nun diese fürchterliche Entdeckung — Marija eine Hure. Und Elzbieta und die Kinder lebten von ihrem Sündenlohn. Jurgis konnte diesen plötzlichen Schlag nicht überwinden und versank in tiefe Traurigkeit. Sein Innerstes war aufgewühlt, Erinnerungen wurden wieder in ihm wachgerufen, die er längst für tot hielt, Erinnerungen an sein früheres Leben — seine alten Hoffnungen, sein altes Sehnen, seine alten Träume von Wohlstandigkeit und Unabhängigkeit. Wieder sah er Ona vor sich und hörte ihre sanfte Stimme. Er sah den kleinen Antanas, aus dem er einen rechten Mann hatte machen wollen, wieder vor Augen. Er sah seinen alten zitternden Vater, der sie mit seiner nie verstiegenden Liebe segnete. Er lebte wieder jenen fürchterlichen Tag durch, an dem er Onas Schande entdeckte — heiliger Gott, was hatte er alles gelitten, was für ein Wahnsinniger war er gewesen. Wie anders erschien ihm jetzt all das Vergangene. Und heute nun hatte er dagesessen und hatte zugehört, halb in Übereinstimmung, als Marija ihm sagte, daß er die Ehre seiner Frau hätte verkaufen sollen, um davon zu leben. Und dann Stanislovas, welcher fürchterliches Ende hatte er gefunden, — jene kurze Geschichte, die Marija so ohne Anteilnahme erzählt hatte.

Alle diese seelischen Erregungen waren Jurgis nun fremd geworden, es war so lange her, daß sie ihn quälten, und er hatte aufgehört zu denken, daß sie ihn nochmals quälen würden. Hüßlos, gefangen, wie er war, was nützen sie ihm, warum hatte er ihnen je erlaubt, ihn zu stören. Es war ja die Aufgabe seines gegenwärtigen Lebens, sie niederzuhalten, sie aus dem Herzen herauszureißen. Sie würden wieder in Vergessenheit untertauchen — und so würde der letzte schwache Funke seiner Mannesehre erlöschen.

28.

Nach dem Frühstück wurde Jurgis nach dem Gerichtshof gebracht, der schon angefüllt war von den anderen Gefangenen und von einer nach Neuigkeiten lüfternen Menge, aber auch von solchen, die in der Hoffnung kamen, vielleicht irgend jemanden zu erkennen und dadurch Gelegenheit für Erpressungen zu erhalten. Die Männer wurden zuerst vorgeführt und alle zusammen streng ermahnt und dann entlassen, nur Jurgis wurde als sehr verdächtig erscheinend besonders aufgerufen. Es war dasselbe Gerichtszimmer, in dem er verhört wurde, als seinerzeit sein Urteil aufgehoben wurde. Da war noch der gleiche Richter und derselbe Gerichtsschreiber; der letztere starrte Jurgis an, aber der Richter hegte keinen Verdacht, denn seine Gedanken waren gerade mit einer Telephon-Nachricht beschäftigt, die ihm über den Fall „Polly Simpson“, die Besitzerin des Hauses, Auskunft geben sollte. Mittlerweile hörte er aber doch auf die Geschichte, wie Jurgis nach seiner Schwester gesucht habe, und er gab ihm den trockenen Rat, ihr einen anderen Platz zu verschaffen. Dann wurde Jurgis entlassen. Die Mädchen mußten jede 5 Dollar Strafe bezahlen, Madame Polly beglich aber den ganzen Betrag. Jurgis wartete draußen und ging mit Marija nach Hause. Die Polizei hatte kaum das Haus verlassen, und schon waren wieder einige Besucher da. Am Abend ging das Geschäft wieder flott, als ob nichts passiert wäre. Inzwischen nahm ihn Marija mit in ihr Zimmer. Sie setzten sich und schwätzten. Bei Tageslicht konnte Jurgis nun beobachten, daß ihre Wangen nicht die alte natürliche, von Gesundheit strotzende Farbe hatten.

„Bist Du krank?“ fragte er. „Krank?“ sagte sie. „Zur Hölle! (Sie hatte seitdem wie ein Fuhrknecht fluchen gelernt.) Wie kann ich gesund sein bei diesem Leben?“ — Für einen Augenblick schwieg sie, ihr trauriges Leben überdenkend. „Das Morphinum macht's“, sagte sie schließlich. „Ich scheine jeden Tag mehr davon zu gebrauchen.“ — „Wozu denn?“ fragte er. — „Es beruhigt mich, ich weiß nicht warum. Und wenn dies nicht wirkt, so tut's das Trinken. Wenn die Mädchen nicht trinken würden, so könnten sie das Leben nicht aushalten. Die Besitzerin des Hauses gibt den Mädchen, wenn sie zuerst kommen, immer stark berauschende Mittel. So gewöhnen sie sich daran und nehmen sie schließlich bei jeder Gelegenheit.“

„Wie lange willst Du hier bleiben?“ fragte er. — „Vermutlich für immer, was kann ich denn sonst tun?“ — „Kannst Du Dir denn nichts auf die Seite legen?“ — „Ersparen?“

sagte Marija. „Du lieber Himmel, wie denn? Ich verdiene genug, das ist richtig, aber alles geht wieder flöten. Ich erhalte halben Anteil, zwei und einen halben Dollar für jeden Kunden, und manchmal verdiene ich 25 bis 30 Dollar in einer Nacht. Aber dann wird mir mein Zimmer und das Essen mit Preisen berechnet, die Du Dir nicht träumen läßt. Und dann die tausenderlei Kleinigkeiten, Getränke usw. Denn alles, auch das geringste wird notiert. Meine Rechnung für Wäsche beträgt allein 20 Dollar jede Woche — denke Dir. Alles, was ich erübrigen kann, sind 15 Dollar die Woche, die ich an Elzbieta sende, um die Kinder zur Schule schicken zu können.“

Marija verharrte eine Weile in brütendem Schweigen; dann, als sie merkte, daß Jurgis Interesse zeigte, fuhr sie fort: „Auf diese Weise halten sie die Mädchen, sie lassen sie sich erst in Schulden stürzen, damit sie nicht wieder loskommen können. Ein junges Mädchen, das vom Ausland kommt, kein Wort Englisch versteht und in ein solches Haus gerät, ist verloren. Oft wissen die Mädchen, die sich zuerst nur zur Hausarbeit verpflichten, nicht einmal, wohin sie geraten sind. Hast Du die kleine Französin mit dem blonden Haar bemerkt, die neben mir stand?“ Jurgis nickte bejahend. — „Gut, sie kam vor ungefähr einem Jahr nach Amerika. Sie war Lageristin und sie wurde von einem Manne für eine hiesige Fabrik engagiert, mit noch sechs anderen. Alle kamen in ein Haus weiter unten in unserer Straße, und dieses Mädchen wurde allein in ein Zimmer eingeschlossen. Sie gaben ihr ein Betäubungsmittel ins Essen, und als sie wieder erwachte, fand sie, daß sie entehrt sei. Sie jammerte und schrie, raufte sich das Haar, aber sie hatte nichts, um sich anzuziehen und wegzugehen. Zehn Monate wurde sie in diesem Hause gefangen gehalten, kam nie heraus; dann sandten sie das bedauerenswerte Geschöpf wieder fort, weil es ihnen nicht zu Willen sein wollte. Ich vermute, sie werden sie auch von hier bald entfernen, sie bekommen von dem vielen Abhntstrinken Wahnsinnsanfalle. Nur eines der Mädchen, die mit ihr hierherkamen, befreite sich wieder. Sie sprang eines Nachts aus dem zweiten Stof.“

„Es wird viel Geld in diesem Geschäft verdient,“ fuhr Marija fort; „sie bezahlen gegen 40 Dollar für ein Mädchen, und sie bringen sie von überall her. Siebzehn sind hier in diesem Hause, und davon neun aus verschiedenen Ländern. In manchen Mägen kannst Du noch mehr finden. Französinen sind vielleicht die schlimmsten von allen. Ausgenommen die Japanerinnen. Gleich nebenan ist ein Haus voll dieser schlüßhängigen Weiber, aber ich möchte wahrhaftig nicht dort sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Eines Geisterbeschwörers letzte Inspiration.

von Knud Rasmussen.*

(Schluß.)

Wieder ertönte die Trommel drinnen im Hause, und ringsherum standen die Leute in stummem Lauschen. Bald jedoch wischte sich ein Gesumme zwischen das Trommelschlagen, und langsam, aber mächtig schwoh die Stimme des Alten an; laut und eintönig erklang schließlich der Geistergesang aus der Hütte heraus.

Kale sah oben auf dem Hausdach und ward mehr und mehr ergriffen; unwillkürlich stimmte er mit ein, anfangs bloß summend. Die anderen alle standen stumm und unbeweglich und blickten zum Hause empor, aus dem der Lärm drang. Da hört plötzlich der Gesang auf; bloß die Trommel schlägt ein rascheres und immer rascheres Tempo an. Der alte Sagdlorf hebt an zu stöhnen, als unterläge er einem schweren Gewicht, das ihm beinahe den Atem benähme. Und mit einem Male stößt er einen wilden Schrei aus, daß sich den Zuhörern die Gesichter in Angst zusammenziehen.

„Au au! Es ist unmöglich! Ich unterliege! Er liegt auf mir! Hilf mir! Ich bin zu schwach, ich bewältige es nicht!“

Und das Schreien, das einem aufrichtigen Entsetzen entsteigt, erstirbt in einem krankhaften Schluchzen. Die Trommel aber rührt sich wilder und wilder! Der alte Kale oben auf dem Hausdach hat Tränen in den Augen und hebt an, aus vollem Halse eine Geisterweise zu singen.

„Eile Dich! Seh' Deine Kräfte ein!“ brüllt Soertrark voller Spannung nach dem Hause hinauf. Dann schweigt die Trommel einen Augenblick, und Totenstille herrscht im Hause. Die Spannung unter den Zuhörern wächst. Bald jedoch ergreift der alte Sagdlorf wiederum seine Trommel, und nach ein paar ein-

leitenden Schlägen auf das Fell ruft er mit einer Stimme so stark, als käme sie aus einem Paar jugendlicher Lungen: „Höses Schicksal — unheilbringender Geist — weiße Männer“ — die Worte kamen stoßweise, ohne Zusammenhang und brachten auch die gewollte mystische Wirkung hervor. Man wartete gespannt auf die Fortsetzung, allein die Worte wurden von einem langgezogenen, fliegenden Stöhnen unterbrochen. Kale schrie sich heiser an seiner Geistesweise, und Sortrak fuhr fort mit seinen Zurufen. Es war, als empfinde Sagdlork seine Worte von weit her, als balgte er sich mit einem unsichtbaren Wesen.

Dann kam wieder ein langes Geheul, und nun, als die Spannung ihren Höhepunkt erreicht, rief Sagdlork den ganzen Saal hinaus. Es gab einen förmlichen Ruck in den Leuten, da sie es hörten: „Die weißen Männer brachten das böse Geschick mit sich, sie führten einen unheilbringenden Geist mit sich. Ich sah ihn selbst, Lug ist nicht in meiner Rede; ich lüge nicht, ich bin kein Lügner. Ich sah es selbst.“ Gabriel, der Grönländer, ward weiß im Gesicht bei diesen Worten: „Er meint uns!“ flüsterte er; „er tut uns ein Leid an.“ Und alle Zuhörer blickten auf uns.

Sagdlork erklärte nun, wir seien unterwegs dem bösen Schicksal in Gestalt eines Geistes begegnet, und dieser habe Harald Molltes (Teilnehmer der Expedition) Schlitten gestreift; deshalb sei er erkrankt. Uns anderen waren nur die Hunde angesteckt worden, und deshalb war die Hundeseuche ausgebrochen. Seine Auseinandersetzung war schwer zu verstehen, da er häufig eine besondere Geistersprache anwendete und seine Rede des öfteren durch Geheul unterbrach.

Er konnte mitten im Wort abbrechen und schloß ohne Nachsatz mit fürchterlichem Spettakel; es tönte, als wäre das Haus voller Menschen, die zusammen rängen und unter seltsamen Schlägen stöhnten.

Kale saß nun bloß da und wiederholte die Satzstummel seines Lehrers; er war heiser vom Singen. Sortrak jedoch, der alte Bärenjäger, war unermüdet in seinen Zurufen: „Eile Dich! Eile Dich!“ Aber erst, als der Alte wie gewöhnlich die Spannung auf den höchsten Punkt hinaufgeschraubt, brachte er seine Erklärung vor, langsam und angestrengt, als entrisse er jedes einzelne Wort einem unsichtbaren Geiste.

Die weißen Männer hatten die Krankheit gebracht, doch sollten nur die Hunde krank werden. Kein Mensch durfte deshalb Hundefleisch essen.

„Hat Mikisork („die Kleine“, das war seine Frau) Hundefleisch gegessen?“

„Hat Mikisork Hundefleisch gegessen?“ rief Kale herunter. „Mikisork, hast Du Hundefleisch gegessen?“ fragte Sortrak sie. Die Worte gingen von Mund zu Mund. Der Sohn, Agpaliguark, beugte sich über seine kranke Mutter, und diese nieste. — „Ja, ganz wenig, ich hatte solches Verlangen nach Hundefleisch!“ antwortete die Frau. — „Sie hat Hundefleisch gegessen!“ wiederholte Kale vom Hausdach zum Fenster hinein. Da ertönte ein wildes Geheul aus dem Innern des Hauses, und die Trommel kam wieder in Gang.

„Hu—Hu—Hu!“ wiederholte es sich ins Unendliche und mit merkwürdiger Gewalt. Es war wie das Krusten einer ganzen Lokomotive. Sagdlork befand sich in voller Ekstase; der alte gichtkranke Mann sprang auf der Diele herum gleich einem verwundeten Tier. Die Augen hatte er geschlossen und bewegte Kopf und Rumpf in seltsamen Bindungen im Takte der Trommel. Dann stieß der alte Geisterbeschwörer ein langes Geheul aus mit eigentümlichen Weiklangen. Es war, als mischte sich Menschenlachen mitten in seine Klage; dann erstarb alles in einem stillen Schluchzen; seine Frau war nicht zu retten!

Da gingen denn die Leute auseinander und nahmen ihre Arbeit wieder auf, und bald hatte sich der Platz wiederum mit frohen, lachenden Menschen gefüllt. Der Gedanke, daß der große Sommer nahte, drang durch alle Kümmernisse durch, wer möchte da noch weiter den Warnungen eines alten Geisterbeschwörers nachsinnen.

Sortrak war der einzige, welcher bekümmert dreinschaute. „Sagdlork wird alt“, sagte er zu mir. „Sagdlork ist machtlos. Seine Frau muß sterben!“

Das war Sagdlorks letzte große Inspiration; seine Frau starb, als der Sommer kam.

Kurz nachdem sie beigelegt war, erzählten sich die Leute, Sagdlork wolle sein Bett nicht mehr verlassen. Niemand könne ihn dazu bringen, daß er esse, und auch zu sprechen hätte er sich geweigert. Da ging ich hinunter, nach ihm zu sehen. Er saß zusammengesunken drinnen auf seiner Pritsche und war schon merkwürdig gelb geworden im Gesicht. Seine wunden Augenlider bluteten. Als ich eintrat, gab er mir mit einer Handbewegung zu verstehen, ich sollte mich setzen; und zwischen beständigen Husten- anfällen erklärte er: „Du bist ein Fremder, zu Dir rede ich gern. Ich handle wie ich handle weil das Leben nicht mehr auf ist für mich. Ich bin zu alt, um allein zu sein. Sie, die während vieler Jahre meine Kleider in Ordnung hielt und mir das Mahl bereitete, sie ist tot. In den vielen Jahren habe ich mich gewöhnt, mit ihr zusammen zu leben, und darum ist es am besten, wenn ich ihr folge.“

Still ging ich meines Weges, ich wollte nicht stören, und ich besuchte ihn nicht mehr.

Landsleute kamen und brachten ihm Speise, die sie in seinem

Bett hinterließen. Keiner hörte ihn mehr sprechen. Der alt- Sagdlork hungerte sich zu Tode; neben seiner Leiche aber lag... alle jene Fleischgaben, die seine Landsleute dem letzten ihrer Stammes, der ihrer Väter Weisheit ererbt, dargebracht hatten. —

Kleines feuilleton.

Die Geschichte einer Künstlermedaille. Aus Paris schreibt man uns: Eine Verhandlung, die am Dienstag vor dem hiesigen Zivilgericht stattfand, hat einen interessanten Einblick in die Geheimnisse des bourgeois Kunstbetriebes eröffnet. Ein reicher Häußeripetulant, der plötzlich das Bedürfnis empfand, seine Bildung durch den Besitz einer Gemäldegalerie zu beweisen, erwarb bei einem renommierten Kunsthändler 50 Bilder. Unter den Kunstwerken, die natürlich das Signum von Meistern trugen, die auf der bürgerlichen Kunstbörse hoch im Kurs stehen, befanden sich auch zwei: „Gottesdienst bei Hofe“ und „Richelieu, den König erwartend“, die die Unterschrift des Modernalers Roybet trugen. Als der glückliche neue Besitzer die erworbenen Schätze seinen Freunden zeigte, erklärte einer von ihnen, die beiden Roybets hätten ehemals nicht zwei, sondern nur ein einziges Gemälde gebildet und es habe der Name Frederic Humberts, des Gatten der berühmten Therese, darauf gestanden. Der bestürzte Mäcen forschte nach und siehe da: sein Freund hatte recht gehabt. Der illustrierte Katalog des Salon von 1890 führte das Werk unter dem Namen „Ludwig XIII. und Fräulein von Hautefort“ an, und Frederic Humbert war als Autor genannt. Der Käufer der zwei aus jenem entstandenen Werke erhob Klage gegen den Händler. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet und zuerst, wie natürlich, Herr Roybet vernommen. Und dieser erklärte: Die Bilder seien wirklich sein Werk, obzwar sie unter dem Namen Frederic Humberts ausgestellt worden seien! Als Erklärung fügte er hinzu: Im Jahre 1890 habe Therese Humbert, deren Gatten er schon längere Zeit Malsunden gegeben habe, ihm gebeten, er möge Frederic, der viel Aergers bei den Wahlen gehabt hätte, zum Trost Aufnahme in den Salon verschaffen. Als Honorar wurden 100 000 Frankl. versprochen. Der edle Herr Roybet, Offizier der Ehrenlegion, ging auf den Handel ein. Frederic Humbert lieferte den Titel und eine Art Skizze, das übrige besorgte Roybet. Das Bild erhielt den dritten Preis. Die 100 000 Frankl. aber teilten das Schicksal der ganzen Crawfordschen Erbschaft, d. h. sie traten nie in die Wirklichkeit. Nach dem Zusammenbruch der Humbertschen Herrlichkeit erwarb der renommierte Kunsthändler in der Versteigerung das Bild um 8000 Frankl. Er trug es zu Roybet, der es zerschneidete und etwas retouchierte, wofür er 5000 Frankl. bekam. Außerdem wurde zwischen dem Paar ausgemacht, daß bei einem Verkauf der Profit geteilt werden sollte. Die zwei Bilder wurden dem biedereren Bildungsproben mit 108 000 Frankl. aufgehängt.

Herr Roybet aber meinte, er habe sich nur für die Nichtbezahlung der 100 000 Frankl. schadlos halten wollen. Auch fügte er zu seiner Entlastung hinzu, daß er damals, als sein Bild ausgezeichnet wurde, nicht Preisrichter gewesen sei, was aber doch nur Zufall, nicht sein Verdienst ist. — War aber das Bild am Ende nicht doch ein wirklicher Humbert? Wenn man Frederic Humbert glauben darf, hat ihm Roybet nur einige Ratschläge gegeben und einige Retouches vorgenommen, jedoch alles übrige sei sein Werk. Wer sind also die wirklichen Betrüger? Der Kunsthändler und Roybet, die einen Humbert als einen Roybet verkaufen, oder Humbert und Roybet, die einen Roybet als einen Humbert in die Ausstellung geschmuggelt haben? Man sieht, Herr Roybet bleibt in jeder Kombination. Jedenfalls aber ist aus der Historie dieses Historienbildes zu ersehen, daß in der Bourgeois- kultur auch die Welt des „schönen Scheins“ von der Atmosphäre einer unschönen Wirklichkeit eingehüllt ist.

Musik.

Seit einigen Jahren erleben wir eine lebhaftere Wiedererweckung der Bühnenwerke des französischen Komponisten Jacques Offenbach. Seine bedeutendste Schöpfung, „Hoffmanns Erzählungen“, hat sich bei uns neuerdings fest eingebürgert. Seine besonders reizvollen Einakter wurden vor wenigen Jahren auf einer Nebenbühne des „Kroll“ hervorgezogen, und wohl noch manche von uns erinnern sich der freundlichen Eindrücke von damals, zumal der feinsinnigen Klavierbegleitung Robert Erben's. Und nun hat unsere „Romische Oper“ am Donnerstag die vor gerade vierzig Jahren in Paris herausgekommene „Buffo-Oper“ (wie diese „Romische Operette“ jetzt heißt) „Pariser Leben“ in einer Neueneinrichtung aufgeführt. Fragt man, warum gerade unsere Zeit so gern auf diese spezifische Erscheinung der Pariser Theatergeschichte zurückgreift, so findet man den Grund vielleicht in einer gemeinsamen Weltstimmung, die aus Philistrität und Zynismus, aus Moralisierung und Unmoral ein stets widerspruchsvolles Gebilde wuchern läßt. Von solcher Art ist denn auch jenes Werk. Die Geschichte von dem schwedischen Baron, der sich in Paris amüfieren will, ohne daß seine Frau es merkt, und von dem Lebemann, der die Baronin an sich ziehen möchte und dabei das Opfer der Verwickelungen wird, verdient jedenfalls keine eingehende Verichterstattung.

Die Musik ist echter Offenbach, zwar nicht auf der Höhe von

„Hoffmanns Erzählungen“, aber doch schon etwas mehr an unsere „Fledermaus“ erinnernd, als es die allbekannteren mythologischen Stoffen tun. Die Melodien sind nicht nur wohlklingende Sangesweisen: vielmehr enthalten sie in ihrer koketten Stilisierung und in anderen derartigen Eigenschaften oft eine hochgesteigerte Charakterisierung. Dabei akzentuiert man einem die nachlässige Nachlässigkeit des Sanges, zumal die oft wie Metronomschläge wirkende Einformigkeit der Begleitung im Orchester. Trauer über die Vergeudung von Reichtum erwecken. Ein Finale wie das zehnstimmige vom dritten Akt verdient alle Beachtung.

Die Direktion der „Komischen Oper“ betont immer mehr die eine von ihren anfänglichen guten Seiten: die Inszenierung und Regie, und wird immer gleichgültiger gegen die andere von jenen Seiten: gegen die Gesangsleistungen. Diesmal waren außer Ludwig Mantler kaum noch irgend welche Gesangskräfte als solche zu rühmen; dagegen gab es darstellerisch manches Wertvolle, insbesondere von Isabelle Guillier. Derartiges muß eben in allererster Reihe Sangeskunst und auch Orchesterkunst sein. Was nachher kommt, kann zur Hauptsache doch nur auf Kosten des Gesamteindrucks gemacht werden, und schließlich leidet er selber Schaden. Das ewige Hasten der Regie nach ausgesuchten Spitzfindigkeiten bringt einen eigentümlich zappeligen Charakter in die Aufführung hinein, und das Publikum wird endlich auch gegen alle Inszenierungs- und Kostümierungsreize abgestumpft werden. Am ehesten fruchtbar scheint uns die individualisierende Behandlung der Chöre zu sein. sz.

Physiologisches.

Die Wirkungen „mäßigen Trinkens“. Bis vor wenigen Jahren wußte man sehr wenig Bestimmtes über die Wirkungen des „mäßigen“ Trinkens. Selbst Mediziner teilten den allgemeinen Glauben, daß Alkohol „in vernünftigen Mengen genossen“ keinem Menschen schade. Man stützte sich auf allgemeine Erfahrungen, auf die ungenügende Beobachtung von kaum besonders dazu befähigten Leuten. Daß man sich aber in der Trinkfrage einer Täuschung hingegeben hat, ist das Ergebnis einer umfassenden Reihe von Untersuchungen und Erhebungen, die von der amerikanischen „Gesellschaft der Fünzig“ angestellt worden sind. Diese Gesellschaft bildete sich zu dem Zweck, die Trinkfragen in allen ihren Beziehungen zu prüfen, in ihren moralischen, wirtschaftlichen, physiologischen Wirkungen. Die physiologische Untersuchung wurde einer Subkommission von Ärzten anvertraut; die Ergebnisse, zu denen sie gelangt sind, beruhen auf den zuverlässigsten Auskünften. Man hat die physiologische, die pharmakologische und die pathologische Wirkung des Alkohols untersucht. Von allgemeinem Interesse ist besonders die physiologische Wirkung, die jeden betrifft. Schärft der Alkohol in kleinen Mengen den Geist, oder bewirkt er das Gegenteil? Erhöht oder verringert er die Muskelkraft und die Arbeitsleistung? Verschleudert er die Nüchternheit oder hilft er einer Person, der Krankheit zu widerstehen? Der mäßige Trinker wird mit Schrecken hören, daß diese Gelehrten, die ohne jedes Vorurteil an ihre Untersuchung herangegangen sind, festgestellt haben, daß selbst eine halbe Flasche Wein oder zwei bis drei Schluck Whisky auf den Trinker einen schädlichen Einfluß ausüben. Seine Leistung als Künstler oder Geschäftsmann, als Handwerker oder gewöhnlicher Arbeiter wird durch jeden Trunk beeinträchtigt. Die Untersuchung hat ergeben, daß der weit verbreitete Glauben, Weine und Spirituosen regen Herz und Geist an, augenscheinlich unbegründet ist. Die verschiedenen Spirituosen sollten auch verschiedene Wirkungen haben. Diese Theorien werden von der Kommission jedoch verworfen. Der Trinker kann nicht durch die Wahl der Getränke die Krankheit vermeiden, zu der er besonders neigt. Die besten Spirituosen sind ebenso schädlich wie der schlechteste Kartoffelspiritus, denn der Aethylalkohol ist das Schädliche daran, nicht Fuselöl und anderes. Die Kommission wollte folgende Fragen lösen: „1. Ist der regelmäßige Gebrauch einer Menge Wein, Bier oder Whisky der Erhaltung der Gesundheit und der Arbeitskraft irgend einer Menschenklasse förderlich? Wenn das der Fall ist, welcher Klasse und welche Durchschnittsmenge ist nützlich? 2. Wie groß ist die Menge Wein, Bier oder Whisky, die der gesunde Durchschnittsmensch täglich zu sich nehmen darf, ohne seine Gesundheit zu schädigen? Wendert sie sich bei zunehmendem Alter, bei Wechsel der Beschäftigung oder des Klimas? 3. In welchem Maße erzeugt jedes alkoholische Getränk im gewöhnlichen Gebrauch, besonders Wein, Bier oder Whisky, Krankheiten und verkürzt das Leben (in den Vereinigten Staaten)? 4. Welches sind die besonderen Formen der Krankheit, die jede Klasse Getränke erzeugt, und welchen besonderen, wesentlichen Bestandteilen des Getränkes sind diese besonderen Wirkungen zuzuschreiben?“ Um das Material zur Beantwortung dieser Fragen zu erhalten, wurden Briefe an eine große Zahl von Hausärzten gesandt, die über die Trinkgewohnheiten ihrer Patienten über 30 Jahre und deren Gesundheit Auskunft geben sollten. Berichte von großen Krankenhäusern wurden mit denen von Privatärzten verglichen, es wurden Nachrichten von Irrenanstalten gesammelt und an sehr viele Männer, die geistig arbeiten, Fragebogen über die Wirkung des Alkohols auf ihre Arbeit geschickt. Fast alles, was an wissenschaftlichen Untersuchungen über die Trinkfrage geschrieben ist, wurde nachgeprüft. Aufschlüsse gab auch die Untersuchung körperlicher Organe nach dem Tode. Schließlich wurden eine Reihe von Versuchen aus-

geführt, um die Wirkung gewöhnlicher Getränke, erst als ganzes genommen und dann die jedes ihrer wesentlichen Bestandteile, auf Gehirn, Muskeln, Nerven, Leber, Magen und Nieren zu erproben. Gegen die Schlussfolgerungen, zu denen die Kommission auf Grund eines so umfassenden Materials gekommen ist, hat die Meinung des Durchschnittsmenschen wenig Gewicht, und wenn der mäßige Trinker sich sagt: „Mein Alkohol schadet mir gewiß nichts,“ so täuscht er sich nach den Ergebnissen dieser Untersuchung gründlich. Man hat öfter ein gewisses Maß von Alkohol, das unter allen Umständen sehr niedrig ist, feststellen wollen, das dem Körper bei regelmäßigem Genuß nicht schädlich werden könne. Die Kommission tritt aber auch dieser Ansicht entgegen. Sie kommt auf Grund ihrer Untersuchungen zu folgenden sehr gemäßigten Schlüssen: „Alkoholische Getränke in mäßigen Mengen können nützlich als Wiederbelebungsmitel bei Ermüdung nach getaner Arbeit sein, oder sie erzeugen oft eine erschöpfende und selbst schädliche Wirkung, wenn sie vor oder während körperlicher oder geistiger Arbeit gebraucht werden. Sie sind nutzlos als Vorbeugungsmittel gegen ansteckende oder Infektionskrankheiten, sie scheinen im Gegenteil sogar die Kraft des Organismus in seinem Widerstande gegen die Wirkungen solcher Krankheiten zu schwächen.“

Aus dem Tierleben.

Die Entwicklung des Aales. Joh. Schmidt hat, wie der „Globe“ berichtet, die Richtigkeit der Annahme festgestellt, daß der Aal nicht in solchen Meerestiefen geboren wird und sich zu Larven entwickelt, die den Küsten Nordeuropas näher liegen als die des Atlantischen Ozeans westlich von Großbritannien und Frankreich. Der Aalbestand von ganz Nordeuropa beruht also auf Brut, die von dort aus eingewandert ist. Wenn die Aallarven im Herbst brauchen im Atlantischen Ozean zu Glasaaalen geworden sind, ist es ihnen darum zu tun, die seichten Küstengewässer und das Süßwasser zu erreichen, an das ihr künftiges Leben bis zur Fortpflanzungsperiode gebunden ist. Schon Anfang November findet man dann auch im Atlantischen Ozean die zarte Aalbrut des fünften Stadiums auf der Wanderung nach den Küsten des nördlichen Westeuropas begriffen. Hier finden die meisten von ihnen Land, wo sie sich niederlassen können. Die Hauptmenge der Aale West- und Nordwesteuropas laicht zu einigem Grade derselben Zeit des Jahres. Es steht auch fest, daß die kleinen Aale des sechsten Stadiums, die im Sommer an den Küsten von Nordeuropa vorkommen, beträchtlich mehr als ein Jahr alt sind, so daß es jedenfalls ganz ausgeschlossen ist, daß sie Nachkommen der im vorhergehenden Herbst ausgewanderten Aale sein könnten. Ausnahmeweise können die Männchen des Aales auch in untiefem Wasser reif werden, wie an einem 1903 im Praestö Fjord in Dänemark gefangenen Exemplar nachgewiesen werden konnte. Der Aal ist übrigens nicht der einzige Fisch, dessen jüngere Stadien in großen Entfernungen von den Fortpflanzungsplätzen vorkommen. Massenhaft lassen sich Beispiele bei den wichtigsten russischen anführen, so beim Dorsh in der Nähe von Island und dem süblichen Norwegen. Was beim Aale überrascht, ist sein Vermögen, unter Verhältnissen zu leben, die von denjenigen, unter denen er geboren wurde, durchaus verschieden sind, ebenso verschieden wie seichtes Süßwasser vom salzigen Wasser der atlantischen Meerestiefe. Der Aal ist ein echt atlantischer Tiefseefisch, wenigstens in biologischer Beziehung.

Notizen.

— Nationale Kunstzucht. Die Aufführung von Strauß' „Salome“ soll in Budapest nicht verboten, sondern nur aufgeschoben sein. Grund: ein ungarischer Komponist möchte zuvor zu Worte kommen. Also eine Art Kunstquarantäne, um die lästige ausländische Konkurrenz fernzuhalten.

— Für Gorli, dessen Drama „Die Kinder der Sonne“ vom Präfekten von Neapel nicht zur Aufführung zugelassen wurde, hat sich in Neapel selbst ein Protestkomitee gebildet. Auf die Einladung der sozialistischen Zeitung „Propaganda“ hin versammelten sich Vertreter der Presse, der Arbeitsbörse, der Sozialdemokratie, Republikaner, Studenten und Russen und beschloßen, am nächsten Sonntag eine Protestversammlung abzuhalten und ein Manifest zu veröffentlichen. In Italien nimmt sich die Zarentricherei einigermaßen grotesk aus.

— Das „heilige Haus“ von Loreto, das auf wunderbare Weise von Engeln aus Palästina mitten nach Italien hinein versetzt worden sein soll, ist in Gefahr, auch bei den Gläubigen seinen Nimbus zu verlieren und als Produkt frommen Betruges und Aberglaubens aufgedeckt zu werden. Katholischerseits ist eine Kommission zur Untersuchung eingesetzt. Zwischen den Halben und Ganzen hat sich darob eine nette Katzbalgerei entwickelt. Die „Köln. Volkszeitung“ verteidigt das Recht der historischen Kritik gegen den päpstlich-offiziösen „Osservatore Romano“ und wehrt sich dagegen, allen frommen Aberglauben und Kirchenmärchen aufrecht erhalten zu müssen. Als ob es in dem Genre auf das Mehr oder Weniger ankäme!